



Vollwertiges Tablet: iPad mini. Foto: PD

Herzig wie ein Welp

Das iPad mini ist leichter und handlicher als sein grosser Bruder. Ein Test von Roger Zedi

ämtliche Streicheleinheiten bekommt allerdings das iPad mini. Das grosse Tablet muss sich vorkommen wie ein alernder Hund, in dessen Haushalt plötzlich ein Welp auftaucht und alle Aufmerksamkeit und Zuneigung auf sich zieht.

Die kleinere Variante von Apples Tablet-Computer hat das Zeug zum vollwertigen iPad. Es kann grundsätzlich alles, was sein grosser Vorgänger auch kann, ist aber leichter und handlicher. Die augenfälligsten Unterschiede sind die 5 cm kürzere Bildschirmdiagonale, sie beträgt rund 20 cm, sowie das um mehr als die Hälfte reduzierte Gewicht (310 g). Mit dem handlicheren Gerät machen sowohl Text- als auch Video-Chat mehr Spass. Es eignet sich besser als Fotokamera und ebenfalls als mobile Spielkonsole. Es gibt ausserdem einen hervorragenden Fernsehbegleiter ab, sei es mit der entsprechenden Fernsteuerungs-App oder als digitales Nachschlagewerk aller Art. Und die Batterie spielt bei all dem locker mehrere Tage mit.

Kein Retina-Display

Von der bequemen Handhabung profitiert fast alles, was man damit anstellen kann, insbesondere auch Websurfen und E-Books-Lesen. Allerdings fällt beim Lesen auf, dass Apple kein Retina-Display ins iPad mini einbaut. Der Screen des iPad mini (768 x 1024 Pixel, 163 dpi) ist nicht etwa schlecht, nur ist man sich mittlerweile einfach schon Besseres gewohnt - gerade von Apple. Der Bildschirm ist der deutlichste Kompromiss, den Apple beim iPad mini eingegangen ist. Grund dafür dürfte der anvisierte Preis sein, den man mit einem Retina-Display wohl nicht erreicht hätte. Ausserdem soll sich das grosse, teurere iPad mit dem Retina-Display (1536 x 2048 Pixel, 264 dpi) nicht durch seine Grösse allein vom kleinen Neuling abheben. Und Apple bleibt noch Spielraum für eineünftige Version des iPad mini.

Der alternde Hund hat also noch nicht ganz ausgedient. Bei gewissen Anwendungen hat das grosse iPad immer noch die Nase vorn. Etwa beim Schreiben von längeren Texten, beim Arbeiten mit Tabellen oder Präsentationen oder beim Bearbeiten von Fotos stellt das Plus an Arbeitsfläche einen grossen Vorteil dar, ebenso die grössere virtuelle Tastatur. Wer das iPad mehr als Arbeits- denn als Unterhaltungsmittel sieht, ist mit dem grossen Retina-Modell besser bedient.

Begehrtes Weihnachtsgeschenk

Das iPad mini dürfte zweifellos eines der heissesten begehrten Weihnachtsgeschenke sein, und es scheint nur eine Frage der Zeit, bis Apple mehr iPad minis als iPads verkauft. Zugreifen oder sich beschenken lassen dürften jene, die schon länger mit einem iPad geliebäugelt, aber noch nicht zugegriffen haben, sowie Besitzer eines iPads der ersten Generation von 2010. Wer ein iPad 2 hat, bekommt mit dem iPad mini ein Tablet mit exakt derselben Leistung und Bildschirmauflösung, das handlicher, schärfer und günstiger ist. Wer bereits ein iPad der dritten Generation hat, dürfte eher zuwarten, bis auch das kleine iPad mit Retina-Display aufgelegt wird.

Pad mini, ab 379 Franken (16 GB, VLAN), in Weiss oder Schwarz. Ideo und weitere Infos zum iPad mini auf www.tagesanzeiger.ch sowie in der Pad-Ausgabe.

Als die Maschen laufen lernten

Kaum etwas hat in der Mode so nachhaltig Karriere gemacht wie der Trikotstoff. Das Sachbuch «Bodywear» zeichnet sie nach.

Von Denise Jeitzner

Viele hielten Prof. Dr. Gustav Jaeger aus Stuttgart für einen Spinner: Der Heilpraktiker behauptete Ende des 19. Jahrhunderts unter anderem, dass sich mit der richtigen Kleidung sogar Erziehungsprobleme lösen lassen. Jähzorn bei Knaben oder lang anhaltende Verstimmung bei Mädchen seien bei seinen Kindern «total verschwunden», seitdem sie seine revolutionäre «Gesundheitskleidung» trügen: ein Ganzkörpernetz aus maschinell gestricktem Woltrikot.

Die Passagen mit Jaegers kühnen Theorien zählen zu den amüsantesten in Monika Burris Sachbuch «Bodywear - Geschichte der Trikotkleidung 1850-2000». Es ist gespickt mit allerhand Anekdoten, historischen Hintergründen und Randgeschichten rund um die Wirk- und Strickwarenindustrie, in der Prof. Dr. Jaeger eine wichtige Rolle spielen sollte.

Radikale Kleiderreform

Erstmals kurz in Mode kamen die bequemen Kleider und engen Pantalons aus Trikotstoff um 1800. Weil sie hautfarbig waren, wurden sie auch als «Nuditätenmode» bezeichnet. Bald setzten sich wieder sperrige Korsette und Reifröcke durch - doch dann trat Prof. Dr. Gustav Jaeger auf den Plan. Er propagierte Mitte des 19. Jahrhunderts, wie wichtig körperliche Bewegung für die Gesundheit sei. Allerdings bemerkte er bei seinem «Exerzium im Laufschrift», welche «heillose alberne Einrichtung» die damalige Mode war, und setzte sich für eine radikale Kleiderreform ein. Weil die Damen damals noch unter bis zu sechs Kleiderschichten steckten, Korsett inklusive, war es für den Mediziner nicht einfach, sie für seine Ganzkörpernetze aus Trikotstoff zu erwärmen. Sein eng anliegendes «Jaegerhemd» wurde bald als Geschmacksverirrung verspottet.

Rückblickend war Jaegers «Gesundheitskleidung» jedoch Vorreiterin der heutigen funktionalen Sportbekleidung. Mehr noch. Mit dem 20. Jahrhundert setzte die Sport- und Körperkultur ein, die er stets propagiert hatte. Die elastische Trikotkleidung eignete sich dazu perfekt: Sie knitterte nicht, galt als hygienisch und verzicht auch gewisse Abweichungen von der Normalfigur. «Tennis, Fussball, Eis- und Skilaufen, Fusswandern und Schwimmen, wie könnte man das heute noch ausüben ohne die Erzeugnisse der Wirkwarenindustrie!», schrieb das Schweizer Textil-Journal 1929.

Zimmerli, Calida, Hanro

Die bequeme Trikotkleidung setzte sich alsbald auch in der Alltagsgarderobe durch. Damen zeigten neuerdings Bein- und damit Strumpfhosen aus Maschenware -, Coco Chaneis Garçonne-Look kam auf, und in Jerseykleidern à la Jackie Kennedy machten die Hausfrauen sowohl am Herd als auch als Gastgeberin eine gute Figur. Damit erlebte auch die Schweizer Wirkerei- und Strickereiindustrie einen Aufschwung - international erfolgreiche Unternehmen wie Zimmerli of Switzerland, Calida Bodywear oder Hanro of Switzerland gingen daraus hervor.

Die Masche war bald überall, nicht nur bei der Unterwäsche, wie das Cover von «Bodywear» vermuten lässt. Der Untertitel «Geschichte der Trikotkleidung» mag in diesem Fall etwas irreführend sein, wird doch der Begriff «Trikot» heute fast nur noch mit Fussball oder Radsport in Verbindung gebracht. Dabei ist «die Trikotindustrie» die umgangssprachliche Bezeichnung für die gesamte Wirkerei- und Strickereiindustrie.

Skandalöse Slip-Werbung

Besonders interessant wird das Sachbuch jeweils dann, wenn Monika Burris Geschichten von dazumal erzählt oder Fotos und Illustrationen zeigt. Ein Highlight sind die fidele Zeitungsinserte für den Männerstil «JSA-Everyman» der Trikotfabrik Sallmann - ein Novum, das die Leser Ende der 50er-Jahre in Rage brachte. «Können Sie Ihre JSA-Reklame



Formhilfe aus Trikotstoff für die elegante Linie (Werbung von 1937). Fotos: Chronos-Verlag



Vor der Kleider-Revolution: Korsette im Katalog eines Berliner Versandhandels.



Jerseykleider trugen zum Aufschwung von Zimmerli of Switzerland bei.

nicht etwas anständiger halten? Ist es notwendig, dass die Geschlechtsparie so hervorsteht? Sie sollten wissen, dass junge Leute auch die Zeitung lesen», stand etwa in erbotenen Leserbriefen. Die NZZ soll die Veröffentlichung des illustrierten JSA-Weihnachtsinserts gar abgelehnt haben. Es zeugt einen lachenden Mann in langer Unterhose vor dem Weihnachtsbaum, dahinter eine Dame mit keckem Blick. Auch der damalige Direktor des Zürcher Warenhauses Globus energierte sich: «Ich persönlich bewerte die erwähnten Everyman-Inserte als kommerzielle Pornografie.»

Ursprünglich eine Dissertation

Alles in allem ist «Bodywear» angenehm zu lesen, und es erschliesst sich bald das riesige Spektrum der Schweizer Wirk- und Strickwarenindustrie, die «kaum erforscht» und «meist nur Experten ein Begriff» ist, wie die Autorin schreibt. Dies ist umso erstaunlicher, als wir heute fast ausschliesslich Maschenware tragen: Pullover, T-Shirts, Leggings, Jerseykleider, Strumpfhosen, Pyjamas, Bikinis und auch Sport-BHS zählen dazu. An der Sprache erkennt man allerdings, dass das Sachbuch ursprünglich

eine Dissertation war, welche die Historikerin Burri an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich eingereicht hat. Der Anfang des Buches ist mit Maschenarten, Wirkmaschinen und anderen Klassifizierungen von Trikotstoffarten eher technisch gehalten, und man hätte sich insgesamt mehr Bilder gewünscht. Schliesslich hat die Autorin unzählige Quellen für ihr Werk durchforstet. Allein das Calida-Archiv habe «100 Meter Laufmeter Material aus den Jahren 1950 bis 2000» geboten, darunter viele Bilder von Prospekten, Fotoshootings oder Verpackungen. Bestimmt wären einige davon sehenswert gewesen.

Das Thema indes geht direkt auf die Haut - nicht selten ertappt man sich bei der Lektüre von «Bodywear» dabei, wie man den Stoff des eigenen Oberteils zwischen Daumen und Zeigefinger nimmt und ihn sich ganz nahe unter die Augen hält, um zu überprüfen, ob da wohl auch Maschen zu erkennen sind.

Monika Burri: Bodywear. Geschichte der Trikotkleidung, 1850-2000. Chronos-Verlag, Zürich 2012, ca. 58 Fr.

Leser fragen

Gibt es einen freien Willen?

Rolf Dobelli schrieb kürzlich in seiner Kolumne über populäre Denkfehler «Wir haben keinen freien Willen, mehr sind es Tausende von Faktoren, die zusammenspielen und eine Fehlung auslösen.» Die Frage beschäftigt mich, zumal die Gehirnforschung bekanntlich die Existenz eines freien Willens bestreitet. Ist die Gehirnforschung vielleicht ein vorläufiger Irrweg, der solche existenziellen Fragen gar klären kann? Was ist Ihre Haltung B. H.

Lieber Herr H. Das sind aber viele Fragen, die man allein wahrscheinlich gar nicht antworten kann; ich werde ihm / bisschen dabei helfen müssen. / ist putzig zu sehen, wie der Klar Dobelli einen Denkfehler mit ein deren austreibt. Welcher Vertreter freien Willens hat jemals behauptet, dass wir dann, wenn wir in Moment voraussetzungslos handeln können? Jemand, der auf diese handelt, wäre kein Mensch, sondern handelt der Zufalls-generator. Der Wille ist nichts, was im Gehirn eine beziehungsweise eben nicht. (II zu suchen, ist so sinnvoll, wie «Mannschaftsgeist» des FCZ mit buster-Methoden in der Mannschaftskabine ausfüpfen zu wollen.)

Der freie Wille hat seine Bedeutung (in wittgensteinischen Worten) in einem Sprachspiel, in dem B wie «Verantwortung», «Entscheidungen», «Gründe», «Handlung», «Reflexfreiheit», «Zwang» und einige mehr eine Rolle spielen, die je erklärt und nur im voneinander abhängigen Gebrauch sinnvoll sind. freiwillig vollzogene Handlung I

Peter Schneider

Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.

Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

Beispiel kein Reflex, wir werden zur ihr gezwungen, und darum I wir für sie verantwortlich gemacht. Der «freie Wille» ist keine Hilitation, sondern Teil eines Bedeutungs, innerhalb dessen wir ein bestes Leben leben. Wenn man ein Griff aus solchen Netzen herausdet, wird er nicht deutlicher, sondern nur unnötig und unbrauchbar suchen Sie mal, statt mit einem N einem Knoten einen Fisch zu fangen. Ich und mein Gehirn sind nicht Personen, von denen die eine erdet und die andere sich über die F dieser Entscheidung täuscht Freude an philosophischen Ta spielerticks hat, kann natürlich a gen, dass es gar keine Tische gibt, denn in Wirklichkeit immer in Konglomerat von Molekülen, un es Tische darum nur in unserer Gibe. Es ist jedem unbenommen, chen Unsinn als erkenntnisthischen Tiefen auszugeben. Un vage mag man ja auch ahnen, w einer solchen Formulierung g sein könnte. Das ändert aber daran, dass in ihr nichts Scharfs oder Verblüffendes steckt, sondern lediglich ein Kuddelmuddel von verschiedenen Sprachspielen, die in niemand gleichzeitig spielen k (Versuchen Sie, den Tisch in Ihre zu decken! Und geben Sie ach dann mit dem Molekülen passiert

Buchtipp

Reisen mit der «New York Time Die berühmten «36 Hours»-Reisen der «New York Times» gab es als Buch, jetzt liegt eine erweiterte aktualisierte Neuauflage vor: Sie 125 Reisepläne für Kurztrips in E locker-flockig geschrieben und illustriert. Dazu gibt's Tipps für 4 tets und 500 Restaurants, deta Karten und rund 800 Fotos. Ma nicht einmal losfahren - das Guck Blättern allein macht gute Laune.

«36 Hours»: 125 Weekends in Europe Barbara Ireland, Taschen-Verlag, 644 S., in Englisch, ca. 44 Fr.